

Geistige Strömungen an der Universität

Die geistigen Strömungen der Zeit¹ zu überblicken, zu verstehen, richtig einzuordnen und auf ihre Ursprünge zurückzuführen, wäre gewiß eine reizvolle Aufgabe. Doch wer könnte es angesichts der Größenordnung und Komplexität des Phänomens wagen, sich dieser Aufgabe zu stellen, ohne den Vorwurf der Kompetenzüberschreitung auf sich zu ziehen? Aus der Distanz der Geschichte, wenn Strömungen und Gegenströmungen wirksam und „objektiv“ geworden sind, wäre die Aufgabe wohl leichter. Doch über gegenwärtige Strömungen Genaues und Gesichertes in Erfahrung bringen zu wollen, scheint ein aussichtsloses Unterfangen zu sein, auch wenn man sich auf einen bestimmten Bereich wie hier auf die Universität beschränkt. Die Universität ist so groß und unübersichtlich geworden, daß niemand mehr ihr inneres Geschehen überblicken kann. Zudem hat jede Universität noch ihre Besonderheiten und ihren eigenen Charakter. Dennoch bleibt der Wunsch, wenn nicht umfassendes und gesichertes Wissen, so doch wenigstens eine ungefähre Vorstellung von geistigen Strömungen an der Universität zu gewinnen. Der Wunsch folgt aus der unausrottbaren Neigung, uns ein „Bild“ von der Welt zu machen, in der wir leben und arbeiten. Auch die Wissenschaften arbeiten mit solchen Bildern, Modelle genannt. Nur die Methoden der Überprüfung bzw. die Überprüfbarkeit selbst sind in Geistes- und Naturwissenschaften verschieden.

In diesem Sinn wird im folgenden der Versuch gemacht, ein Bild von geistigen Strömungen an der Universität zu entwerfen und einige Überlegungen daran anzuknüpfen. Ein Bild deshalb, weil uns die wirklichen geistigen Strömungen in ihrem Umfang und in ihrer Verflechtung nicht greifbar sind. Es wird nicht behauptet, *alle* Strömungen „abzubilden“, nicht einmal, daß die wichtigsten getroffen sind. Aber vielleicht besitzt das Bild einige Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Dies muß der Überprüfung und der im einzelnen sicher notwendigen Korrektur überlassen bleiben.

Einheit der Universität?

Von einer „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“, wie sie der mittelalterlichen Universität vorschwebte, kann bei der heutigen Universität nicht die Rede sein. Auch die reine Bildungsuniversität im Sinn von Wilhelm Humboldt gibt

es nicht mehr. Schwerer wiegt noch, daß die Fächer im Zug immer weiter voranschreitender Spezialisierung sich immer mehr voneinander entfernen, was zwar einerseits die Lösung einzelner Sachfragen fördert, andererseits aber die Verklammerung der Fächer und die Einheit der Wissenschaften aus dem Blick geraten läßt. Zwar gibt es seit geraumer Zeit in einer Art Gegenbewegung gegen die Spezialisierung Bestrebungen, verschiedenste Fächer zu gemeinsamen Lehrveranstaltungen, Forschungen und Veröffentlichungen zusammenzubringen, doch bleibt ungewiß, welcher Erfolg solchen Bemühungen beschieden ist. Die Ergebnisse dieser Gegenbewegung treten – leider – nicht so klar zutage wie die Folgen der fortschreitenden Spezialisierung. Überdies ist der Gedanke des Globus intellectualis, der Einheit der Wissenschaften, institutionell nur noch in wenigen Universitäten verankert.

So darf man sich nicht wundern, wenn die Universität dem Betrachter als ein Konglomerat disparater wissenschaftlicher Einzelbemühungen und darüber hinaus als ein Dienstleistungsbetrieb zur Ausbildung von Fachleuten für „Abnehmer“ wie Schule, Kirche, Rechtspflege, Verwaltung, Wirtschaft und Krankenversorgung erscheint, deren „Einheit“ nur durch eine gemeinsame Verwaltung hergestellt wird. Was im einzelnen in den räumlich und geistig weit voneinander entfernten Instituten geschieht, bleibt verborgen. Erst später, wenn die heutige Studentengeneration an einflußreiche Positionen des Berufslebens gelangt und dort als „Multiplikator“ tätig sein wird, wird sich möglicherweise zeigen, welchen Einflüssen sie ausgesetzt war und welchen Geist sie empfangen hat aus dem Geflecht von Bezügen zwischen Lehrenden, Lernenden und äußeren Einflüssen, das niemand mit letzter Sicherheit zu entwirren vermag.

Weil die Universität sich uns als ein Nebeneinander wissenschaftlicher und fachlicher Forschungen gezeigt hat, deren Struktur und Zusammenhalt nicht sichtbar, nicht vorhanden oder verlorengegangen sind, ist es unmöglich, von beherrschenden Tendenzen *der* Universität zu sprechen. Von solchen Feststellungen sind wir im Zeitalter des Pluralismus und die Gestalt der heutigen Universität vor Augen weit entfernt. Es lassen sich aber Geisteshaltungen und Strömungen *an* der Universität erkennen, vor allem wenn sie einzelne Fächer übergreifende Bedeutung erlangen.

Zum Erscheinungsbild der Universität gehören aber nicht nur Studienfächer und Fachvertreter, sondern vor allem Studenten, zu deren Bildung und Ausbildung der Staat in erster Linie Universitäten betreibt. Wie aber steht es bei den Studenten? Was bewegt sie? Von welchen Tendenzen kann man bei ihnen sprechen? Davon soll zunächst die Rede sein, um dann nach den Gründen und den dahinterstehenden geistigen Strömungen zu fragen.

Denk- und Verhaltensweisen heutiger Studenten

Die Jugend gibt es bekanntlich nicht. Aristoteles hat schon gewußt, daß wir in der Wirklichkeit niemals dem Lebewesen, sondern immer nur Hunden, Katzen und Pferden begegnen. Lebewesen ist eine Abstraktion, ebenso die Jugend. Folglich kann man der Jugend nicht begegnen, auch nicht der studierenden Jugend, sondern immer nur einzelnen Studenten.

Es kann sich also im folgenden nur um den Versuch handeln, auf Grund eigener und fremder Beobachtungen Denk- und Verhaltensweisen, die mehreren Studenten gemeinsam zu sein scheinen, zu beschreiben. Daran werden keinerlei Verallgemeinerungen geknüpft. Es wird nicht von den oder allen Studenten gesprochen. Dennoch könnte ein Bild entstehen, das wenigstens teilweise mit der Wirklichkeit übereinstimmt².

Kritisch sein – anders sein – frei sein

Welche Tendenzen lassen sich bei heutigen Studenten erkennen? Zunächst negativ formuliert: Sie erscheinen in keiner Beziehung „gläubig“. Weder autoritäts-, noch wissenschafts-, noch fortschrittsgläubig. Sie glauben nicht, weil eine Institution (Staat, Kirche, Universität) oder deren Vertreter (Minister, Bischöfe, Pfarrer, Professoren) es so sagen, sondern verlangen die Vorlage von Gründen und Begründungen, mehr noch die persönliche Stellungnahme und das Bekenntnis. Das heißt: Orientierung wird gesucht, Vorgaben, an denen man sich messen oder auch reiben kann, sind gefragt, jedoch ohne Verpflichtung für die eigene Person. Weil die Wissenschaften so Disparates verlauten lassen und Einzelforschungen zum Teil zu widersprüchlichen Ergebnissen und Folgerungen führen, werden auch sie mit Skepsis betrachtet. Die Vorstellung des „immer besser“ und „immer wahrer“, der Glaube an die Vervollkommnung des Menschen, wie ihn die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hegte, sind verloren. Die Möglichkeiten und der Fortschritt der Technik werden, zum Teil unter dem Einfluß der Ökobewegung, eher argwöhnisch beobachtet.

Anders gesagt: Studenten erscheinen „kritisch“ gegen alles und jedes, jedoch – und das ist ein wunder Punkt – am wenigsten oder gar nicht gegen sich selbst. Studierende äußern zwar gern und oft unbeschwert ihre Meinung, aber sie lieben es nicht, beim Wort genommen zu werden. Sie festlegen oder gar festnageln zu wollen, halten sie für unfein. Dies äußert sich u. a. in einer unreflektierten Vorliebe für das Unbestimmte. Studierende bringen es z. B. fertig, endlos und mit immer neuen verunklarenden Beispielen gegen den Satz vom Widerspruch oder vom ausgeschlossenen Dritten anzudiskutieren in dem Bestreben, sich möglichst alle Optionen offenzuhalten und vom schroffen Entweder-Oder wegzukommen.

Mehrwertige Logik ist ihnen viel sympathischer. Was dagegen sich absolut, zeitlos, endgültig oder endgültig entschieden zeigt, wird angezweifelt und bekämpft. Wo immer auch nur eine entfernte Möglichkeit erscheint, es könne doch anders sein, als der Dozent es sagt, wird dies vorgezogen.

Damit ist das Stichwort gefallen, das viele Denk- und Verhaltensweisen charakterisiert: *Anders sein*. Anders als die Eltern, die Etablierten und die Vertreter der Institutionen. Man möchte zeigen, daß es auch anders geht. Dies gilt für die Theorie wie für die Praxis. Für die Theorie sind schon einige Beispiele genannt. Aber auch im praktischen Leben will man anders sein, auch hier nicht frei von Widersprüchen.

Heutige Studenten haben die gewaltige Wiederaufbauleistung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht miterlebt. Sie vermögen sie daher auch nicht richtig einzuschätzen. Mangels Erfahrung urteilen sie oft nur von den gewiß vorhandenen negativen Folgen her. Aber Urteil und Leben wollen nicht zusammenstimmen. So genießen viele auf der einen Seite gern die Früchte der Arbeit ihrer Eltern und Großeltern, auf der anderen Seite verachten sie das oft rücksichtslose Jagen nach Geld, nach Anhäufung von Gütern und Eigentum. In dem Ansammeln materieller Güter vermögen sie kein Gut an sich zu sehen. Andererseits nehmen sie den Wohlstand gern dazu her, ihr Bedürfnis nach Freiheit und Selbständigkeit zu steigern. Ein Auto z. B. haben viele – oder hätten es zumindest gern –, um beweglich zu sein und sich viele Möglichkeiten zu eröffnen. Man betrachtet es als Fortbewegungsmittel, keineswegs als Statussymbol. Wie man auf einen solchen Gegenstand stolz sein kann, ist ihnen unverständlich. Daher tut es ein einfaches und rostiges Modell. Es hat zudem den Vorteil, anders zu sein als die noblen Wagen der Etablierten. Ähnlich verhält es sich bei dem Streben nach einer eigenen Wohnung und deren Gestaltung.

Hinter allem steckt der Drang nach *Unabhängigkeit*, wahrlich nichts Neues für junge Menschen, aber in unserer Zeit mächtig gesteigert durch die materiellen Möglichkeiten des Wohlstands und beinahe weltanschaulich verklärt durch ein neues Zauberwort – von der Psychologie geliefert –, die Selbstverwirklichung, was immer das bedeuten soll.

Bis in den intimen Bereich der Partnerbeziehung soll sich der Wunsch nach Selbstverwirklichung, Selbstbestätigung und Selbsterfüllung auswirken. Wenn dies zutrifft, steht die Selbstbestätigung im Vordergrund, nicht so sehr der Ausdruck der Zuneigung und Liebe zum Partner, auch nicht die Erhaltung der Art. Das bedeutet noch nicht Bindungslosigkeit, könnte aber erklären, warum die Bindung auf Zeit bevorzugt wird³. Es zeigt sich auch hier: Endgültige Festlegungen liebt man nicht. In Priesterseminaren, so hört man, führt dies dazu, daß Weihetermine so weit als möglich hinausgeschoben werden.

Will man sich nach einem Wort von W. Nigg von unangebrachter Rechtfertigung wie von moralistischer Ablehnung gleich weit entfernt halten, so bleibt nur

die nüchterne Feststellung, daß auf diesen Gebieten sich neue Denk- und Lebensformen gebildet haben und ständig neu bilden, verbunden mit einer Scheu, Verantwortung zu übernehmen.

Nun dauert das Studentendasein nur begrenzte Zeit, irgendeinmal muß sich der Student festlegen, zumindest was seinen Beruf anlangt. Die anderen Entscheidungen lassen sich noch für eine Weile hinauszögern. Aber nicht allen gelingt bekanntlich der Übergang ins Berufsleben, und zwar nicht nur aus Gründen des Arbeitsmarktes. Manche bleiben in der Traumstadt hängen und verfallen den Drogen. Andere resignieren und werden depressiv. Wieder andere haben eines Tages das dauernde Offenhalten von Wahlmöglichkeiten satt und flüchten in die vermeintliche Geborgenheit einer Sekte. An dem Scheitern des Übergangs vom Studentendasein ins Berufsleben zeigt sich bei vielen Studierenden das Janusgesicht der Freiheit.

Der Student, dem nur die Befreiung von den Eltern und von überkommenen Normen gelingt, die von der Fron des Berufslebens freie Zeit seines Studiums aber nicht mit Inhalt und Sinn zu erfüllen versteht, hat noch wenig gewonnen. Vielleicht ist mancher von der Schule und von seiner Erziehung her nicht vorbereitet auf die Chancen und Risiken, die die Zeit an der Universität ihm bietet. Mancher bräuchte wohl Hilfe, die ihm sein Fach nicht geben kann. Auch fehlen Anzeichen dafür, daß Theologie und Seelsorge die Hellhörigkeit, Feinfühligkeit und vor allem die Sprache⁴ besitzen, um jungen Studierenden bei ihrem Suchen nach Orientierung und Sinn zu helfen. So könnte es sein, daß manche, die von ihren Eltern mit materiellen Gütern überhäuft wurden, sonst aber wenig Zuwendung erfuhren, sich an der Universität ein zweites Mal im Stich gelassen fühlen.

Enttäuschungen

Fragt man nach den Gründen und den zugrunde liegenden Strömungen für die erwähnten Denk- und Verhaltensweisen, so sind es vordergründig gesehen Enttäuschungen. Enttäuschungen über die allgemeinen Verhältnisse, über die Erwachsenenwelt, über den praktischen Materialismus, der sich bei uns ausgebreitet, aber nicht das größte Glück der größten Zahl gebracht hat, über die Großstrukturen in Wissenschaft, Wirtschaft und Technik, die undurchschaubar geworden sind. Offensichtlich ist in Erziehung und Schule versäumt worden, an diese Großstrukturen heranzuführen. Vielleicht ist die Zeit auch vertan worden mit endlosen Diskussionen, mit blindem Reformeifer, Methodenstreit auf dem Rücken der Schüler und pseudokreativem Tun.

Denn oft fehlt es einfach an Kenntnissen und Fertigkeiten, um die Dinge durchschaubarer zu machen: Sprachkenntnisse z. B., Denkfähigkeit, Zuhörenkönnen und Konzentration. Dabei gab es zu keiner Zeit in Deutschland schönere

und besser ausgestattete Schulen als die, die heutige Studenten durchlaufen haben. Kein besserer Beweis konnte dafür geliefert werden, daß es eben nicht genügt, nur die äußeren Verhältnisse zu ändern. (Von neuen Kirchen und Pfarrzentren muß man wohl Ähnliches sagen.)

Enttäuschte Erwartungen über die Wissenschaften und die Universität kommen noch hinzu. Der Glaube, daß alle Probleme leicht zu lösen seien, wenn man nur die Verhältnisse und die Gesellschaft gründlich analysiere und sie entsprechend verändere, ist zerbrochen. Die Soziologie, viele Jahre lang die Modewissenschaft an der Universität, „feiert“ nicht mehr, sondern ist zu normaler Alltagsforschung zurückgekehrt. Die Themen Politik und Gesellschaft spielen nur noch eine untergeordnete Rolle im Vergleich zu den 60er und 70er Jahren. Marxismus ist „out“. Diejenigen, die noch im marxistischen Sprachgewand einhergehen, verfolgen eher nihilistische Ziele: Sie finden alles bescheuert, nur nicht sich selbst. An der Anziehungskraft von außeruniversitären Veranstaltungen über Meditation, östliche Philosophie und Religion kann man ablesen, welcher Wandel sich hier vollzogen hat.

Die jungen Studierenden haben offenbar eingesehen, daß sie die Lösung von Problemen, vor allem ihrer ureigensten Lebensprobleme nicht von der Gesellschaft und den Gesellschaftswissenschaften erwarten können. Von daher erklärt sich möglicherweise auch der Zulauf zur Philosophie, der seit einigen Semestern zu verzeichnen ist und nicht nur mit dem Numerus clausus in Verbindung gebracht werden darf. Die Enttäuschung über die analytischen, überspezialisierten und mit Theorien überfrachteten Wissenschaften ist groß. Die Enttäuschung über die Literaturwissenschaften z. B., die vor lauter Theorien ihren eigentlichen Gegenstand, die Literatur, vergessen haben, sogar besonders groß. Auch in der Pädagogik scheint bisweilen der eigentliche Bezugspunkt allen Bemühens, das Kind, aus dem Blickfeld zu geraten. Sogar in der Medizin scheint die theoretische Forschung die klinische zuzudecken, wie Emil Bücherl im Rheinischen Merkur (10. 9. 1982) beklagt.

Diese Vorgänge in den Wissenschaften – soll man sie Entwicklungen nennen? –, dazu der Mangel an Antworten auf Lebensfragen, verstärkt noch durch düstere Berufs- und Zukunftsprognosen, scheinen bei Studenten zu einer Wendung vom Objektiven zum Subjektiven zu führen. Es ist die schon angedeutete Erscheinung der Abwendung von den Institutionen wie Elternhaus, Familie, Staat, Parteien, Wissenschaften, Kirche, von der Gesellschaft hin zum Privaten, von den gesellschaftlich-öffentlichen Bedürfnissen zu den privat-persönlichen.

Ob allerdings die heutige *Universitätsphilosophie* den an sie gerichteten Erwartungen genügen, ob sie auf dem Weg in eine neue Innerlichkeit Hilfestellung leisten kann, muß man sehr bezweifeln. Denn die Philosophie als Lebensweisheit, als *Ars vivendi*, führt an der Universität allenfalls ein Mauerblümchendasein. Eigentlich gibt es sie seit Descartes nicht mehr. Sicherheit und Gewißheit des Wissens stehen

auf dem Programm, neuerdings in der Sprachphilosophie Genauigkeit und Eindeutigkeit der Aussage, vor allem aber: Wissenschaft. Die Philosophie möchte selbst Wissenschaft werden, wie die Bemühungen seit Descartes, Kant (die Metaphysik auf den sicheren Gang einer Wissenschaft bringen), Hegel („Wissenschaft der Logik“; Philosophie dürfe nicht bloß „erbaulich“ sein), Husserl („Philosophie als strenge Wissenschaft“), Wittgenstein und der analytischen Philosophie zeigen. Die Metaphysik aber, die sich nicht zu verstecken bräuchte, da sie über strenge, weil evidente Argumente verfügt, hält sich bedeckt.

Hier soll keineswegs einer Weltanschauungsphilosophie verblichener Tage das Wort geredet werden. Nur ist zu fürchten, daß die Philosophie, wie sie heute weitgehend an der Universität betrieben wird – als Wissenschaft oder als ständig wiederholte Interpretation von Texten und Systemen –, den Studenten auf ihre Lebensfragen keine Antworten geben wird. Neue Enttäuschungen und neue Abwanderungen kann man jetzt schon voraussagen. Es sei denn, die Philosophie würde die ihr gestellte Aufgabe sehen und die jungen Studierenden, die zu ihr kommen, zu einer sokratischen Besinnung auf sich selbst und auf die Kräfte, die in ihnen stecken, führen, zur Verständigung über den Kontext, in dem sie stehen: Mitmensch, Leben, Geschichte, Welt, kurzum zu einem bewußten Leben, weg von dem engen „carpe diem“ und der kleinkarierten Fixierung auf sich selbst.

Die Wissenschaft an der Universität

Die Wissenschaftler an der Universität – und damit kommen wir zum dritten und letzten Teil unserer Betrachtung – rufen oft durch hausgemachte Fehler bei Studierenden Enttäuschungen hervor. Nicht selten aber werden unberechtigte Erwartungen herangetragen, Erwartungen, die die Wissenschaften von ihren Zielsetzungen und Methoden her nicht erfüllen können. Die fortschreitende Verwissenschaftlichung des Lebens und das hohe Ansehen der Wissenschaften haben zu solch unangemessenen Erwartungen geführt. So kommt mancher an die Universität und findet die Wissenschaft seiner Wahl ganz anders als erwartet vor. Da er aber die Wissenschaft nicht seinen Erwartungen gemäß verändern kann, ist es an ihm, sich auf die neue Situation einzustellen oder, falls dies nicht gelingt, das Fach zu wechseln.

Skepsis und Emanzipation

Andererseits erzeugen die Wissenschaften durch ihre Methoden und Forschungsergebnisse Geisteshaltungen, die nicht nur bei den Studierenden weiterwirken. Zu ihnen gehören u. a. Skepsis und Emanzipation von außerwissenschaftlichen

Autoritäten, Reduktionismus und Evolutionismus. Auch Modeströmungen wie Soziologismus und Kritische Theorie müssen hier genannt werden. Selbstverständlich haben nicht heutige Studenten die Skepsis erfunden. Ihre Ziehväter sind vielmehr die Sophisten (Protagoras z. B.) und die akademische Schule, fortgeführt bis zu den Erkenntnistheoretikern unserer Tage.

Seitdem aber dem Skeptisch- und Kritischsein das Mäntelchen der Intelligenz umgehängt wurde, ist man es gewissermaßen der eigenen Selbstachtung schuldig, skeptisch zu sein. Heutige Studenten erscheinen so skeptischer als frühere Studentengenerationen, sind es aber nur insofern, als viele bloßes Kritisieren mit Skepsis und Kritik verwechseln.

Viele aber wissen aus der Wissenschaftsgeschichte und ihrem Studium in den einzelnen Fächern, daß es neben Erkenntnisoptimismus und Skepsis noch ein Drittes gibt: die hypothetische Aussage, die falsifiziert werden kann und dann durch eine bessere Hypothese ersetzt werden muß. So stehen sie, aber auch ihre Lehrer vor einem Dilemma: Weder den Glauben an den Erfolg dieser Methode in Naturwissenschaft und Technik noch ihre skeptische Grundeinstellung, noch ihre Hoffnung auf Beantwortung von Lebens- und Sinnfragen möchten sie aufgeben. Aus diesem Grund zieht sich nach W. Stegmüller ein großer „Riß“⁵ durch das geistige Leben der heutigen Menschen.

Auch eine andere alte Grundströmung, das Streben nach *Befreiung*, politisch als Befreiung von Unterdrückung und geistig als Befreiung von Autoritäten wie Kirche und Staat, lebt in der Universität fort. Die Kritische Theorie hat durch repressionsfreien Diskurs und durch beständiges „Hinterfragen“ die Emanzipation und die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme erreichen wollen. Heute ist es um sie still geworden. Ein Beweis für die Richtigkeit der These T. S. Kuhns, daß das Ende der Herrschaft von Lehrmeinungen sich biologisch herstellt.

Doch die Lust zu „hinterfragen“ ist vielen Studenten geblieben. In dieser Formel steckt aber nicht nur Mühsal für die Lehrenden, sondern durchaus auch etwas Positives, nämlich die Erwartung, daß sich alles Vordergründige wegräumen lasse und das Eigentliche sich zeigen werde.

Weitere Überbleibsel aus dieser Zeit, mit starken Einflüssen aus dem politischen Raum, sind Emotionalisierung und Anfälligkeit für Ideologien. Auch darin stecken gleichermaßen Gefahr und Chance. Denn die Befreiung „von“ schafft Freiräume. Alles aber kommt darauf an, womit sie erfüllt werden. Was in dieser Situation schmerzlich vermißt wird, sind große gelehrte Gestalten, deren Ausstrahlungskraft über ihr Fach und den universitären Raum hinausreicht. Offensichtlich können solche Forscherpersönlichkeiten in der verwalteten und reglementierten Universität nicht mehr gedeihen.

Reduktionismus und Evolutionismus

Auf zwei Strömungen, die von den Naturwissenschaften herkommen, aber über sie hinauswirken, sei noch hingewiesen: Reduktionismus und Evolutionismus.

Im *Reduktionismus*⁶ ist insgesamt der Versuch zu erblicken, Phänomene der Wirklichkeit – auch komplexere wie Leben, Gehirn und Geist – auf grundlegendere Erklärungen und Theorien, letztlich aber auf Physik zu reduzieren. Die Versuchung dazu liegt u. a. in der Tatsache begründet, daß physikalische Theorien wie die Newtonsche Mechanik, die Maxwellsche Elektrodynamik und die Thermodynamik in der Fassung von Clausius weit höhere und breitere Gültigkeit beanspruchen können, als ihre Begründer ursprünglich vermuteten.

Die Probleme, zumal die begrifflichen und logischen, die in dieser Auffassung stecken, können hier nicht erörtert werden. Wichtiger im jetzigen Zusammenhang ist der Hinweis, daß der Reduktionismus ein Klima geschaffen hat, in dem nur noch unmittelbare und experimentelle Erfahrung und darauf aufbauende Erklärung ihren Platz behalten, während geisteswissenschaftliches und philosophisches Tun und Verstehen, Intuition und Glaube an den Rand gedrängt werden, weil sie aus einem eng definierten Begriff von „science“ herausfallen.

Nun hat der Streit zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft eine lange Vorgeschichte. In den Schriften von Naturwissenschaftlern des 19. Jahrhunderts (Helmholtz z. B.) sind noch die Wunden spürbar, die der imperialistische Anspruch des Deutschen Idealismus, aber auch der Philologien, zumal der klassischen Philologie, den Naturwissenschaftlern geschlagen hat. Durch den Erfolg besonders der angewandten Naturwissenschaften haben sich die Fronten verkehrt. Zwar begegnet man sich heute offener und weniger polemisch. Aber viele empirische Wissenschaftler sind heute noch voller Mißtrauen gegenüber allen philosophischen Überlegungen, die über Logik und Grundlagenprobleme hinausgehen⁷. Manchen Gehirnen will es nicht eingehen, daß es neben dem wissenschaftlich-empirischen Zugang auch andere Zugänge zur Wirklichkeit gibt wie Kunst, Philosophie, Literatur und Religion.

Den *Entwicklungsgedanken* hat sicher nicht Darwin erfunden. Er ist schon lange vorher in der Geschichtsbetrachtung – als Abfolge von Staatsformen, als Aufstieg oder negativ auch als Abstieg – und im Fortschrittsglauben der Aufklärung zu finden. Heraklit ist wohl der eigentliche Vorbereiter solchen Denkens. Neu bei Darwin ist die Übertragung des Entwicklungsgedankens auf den Ursprung und die Entwicklung der Arten. Seine Evolutionshypothese wird heute weithin als gesicherte Theorie angesehen, obwohl der Transformismus (der Übergang von einer Art in die andere) bis jetzt in keinem einzigen Fall nachgewiesen worden ist. Aber damit nicht genug. Wie so häufig wurde auch der Evolutionsgedanke auf andere Gebiete übertragen: auf den Kosmos und die Kosmologie („big bang“, Entwicklung, Expansion und – umstritten – Kontraktion des Universums), auf die Kultur

und das Erkennen (Evolutionäre Erkenntnistheorie⁸). Für eine universale Evolutionstheorie plädieren u. a. J. Monod, M. Eigen, I. Prigogine, C. Bresch und H. v. Ditlefurth⁹. Doch sollte man besser von einer interessanten Arbeitshypothese sprechen. Denn das Problem des Anfangs und der Anfangsbedingungen bleibt.

Auch alles Reden vom „ratiomorphen Apparat“ (K. Lorenz, R. Riedl¹⁰), der sich angeblich selber aufbaut und entwickelt, erscheint zirkulär und simuliert. Man tut so, als ob man die ganze Entwicklung, auch die sogenannte Evolution des Geistes, wie in einem Film ablaufen lassen könnte, übersieht aber dabei, daß dies nur von einer höheren Ebene aus und nur so möglich ist, daß man das Ergebnis, das am Ende des Prozesses stehen sollte, bereits vorwegnimmt. Je nach Standpunkt ist zu wünschen oder zu befürchten, daß der Evolutionismus noch weiter um sich greifen wird.

Die Struktur des heutigen Gymnasiums mit seiner viel zu früh einsetzenden Spezialisierung und die Übung des reinen Fachstudiums an der Universität – bedingt durch die Stofffülle und den Wettbewerb im Hinblick auf Berufschancen – haben zur Folge, daß die Studierenden kaum gerüstet sind für die Auseinandersetzung mit den genannten und vielen anderen Strömungen an der Universität. Bloßes Rezipieren und einseitige Prägungen sind daher nicht auszuschließen. Auf seiten der Lehrenden dagegen scheint es fraglich, ob die Fachvertreter, zumal Philosophen und Theologen, die Notwendigkeit erkennen, aus ihrer Splendid isolation herauszutreten, und die Herausforderungen, die vor allem von den Naturwissenschaften ausgehen, ernsthaft anzunehmen. Dies könnte an der mangelnden Kommunikation der Fächer untereinander liegen.

ANMERKUNGEN

¹ Herrn Prof. Dr. Dr. Eugen Biser zum 65. Geburtstag gewidmet.

² Wer sich eine empirisch-meßbare und breitere Grundlage wünscht, sei auf die Studie von Peter Glotz und Wolfgang Malanowski (Student heute. Angepaßt? Ausgestiegen?, Hamburg 1982) verwiesen, die nach Abschluß dieses Manuskripts erschienen ist. Diese Studie stützt sich auf die Befragung von 100 Studenten in Frankfurt im Sommer 1980. Sie kann zwar auch nicht als repräsentativ für die Studentenschaft der gesamten Bundesrepublik angesehen werden, kommt aber, was das Verhalten der Studenten angeht, zu ähnlichen Ergebnissen wie den hier beschriebenen.

³ Vgl. dazu: W. Molinski, Ehe und Familie im Verfall?, in: Zur Debatte. Themen der Kath. Akademie in Bayern 12 (1982) Nr. 5, 10f.

⁴ Vgl. dazu E. Biser, Religiöse Sprachbarrieren. Aufbau einer Logoporetik (München 1980).

⁵ W. Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Bd. 1 (Stuttgart 1978) XXXVII.

⁶ Materie-Leben-Geist. Zum Problem der Reduktion der Wissenschaften, hrsg. v. B. Kanitscheider (Berlin 1979).

⁷ Stegmüller a. a. O. XXXV; vgl. Bd. 2, 461f.

⁸ K. Lorenz, Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des Erkennens (München 1973).

⁹ J. Monod, Zufall und Notwendigkeit (München 1971); M. Eigen, Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall (München 1975); I. Prigogine, Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften (München 1980); C. Bresch, Zwischenstufe Leben. Evolution ohne Ziel? (München 1977); H. v. Ditlefurth, Im Anfang war der Wasserstoff (Hamburg 1972).

¹⁰ R. Riedl, Biologie der Erkenntnis (Berlin 1980).